Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz
Band: 93 (2001)

Rubrik: Denkmalpflege im Kanton Schwyz 2000/2001

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Denkmalpflege im Kanton Schwyz 2000/2001

Markus Bamert

Schwyz: Bundesbriefmuseum, Wandbild «Fundamentum» von Heinrich Danioth

Das im Jahr 1936 geschaffene Wandbild «Fundamentum» an der hohen Eingangsfront des Bundesbriefmuseums gehört zu den bedeutendsten Wandbildern der Zwischenkriegszeit in der Schweiz. Der Auftrag an den Urner Heinrich Danioth führte zu einem gesamtschweizerischen Kunstkrieg. Die eckigen, ausdrucksstarken Köpfe Danioths wurden als «bolschewistisch», einem damals üblichen Schimpfwort für sehr moderne und vielen unverständliche Kunst, verschrieen. Nur dank der Vermittlung von Bundesrat Philipp Etter beruhigten sich die erhitzten Gemüter, und Danioth konnte sein Wandbild vollenden.

Das Werk ist in der für grosse Wandbilder in diesen Jahrzehnten üblichen sogenannten Keimschen Maltechnik

Abb. 1: Schwyz, Bundesbriefmuseum, Wandbild «Fundamentum». Ausschnitt mit dem Kopf des Schreibers. Deutlich sind die kleinen Abplatzungen auf der Oberfläche der einzelnen hellen Sandkörner zu sehen. Diese Abplatzungen liessen das Bild milchig erscheinen.

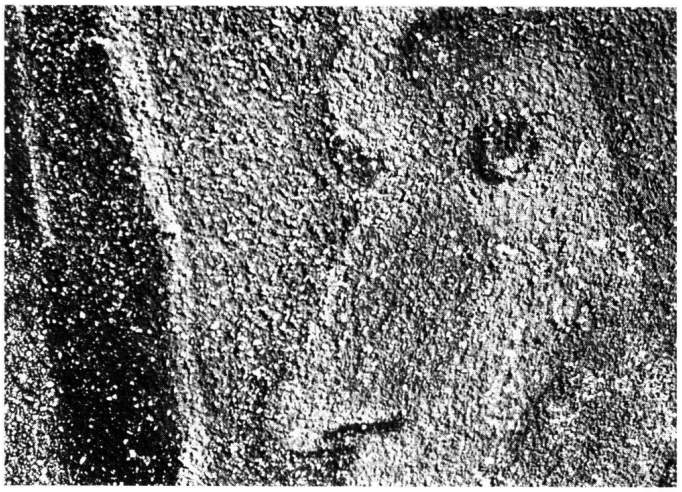


Abb. 2: Schwyz, Bundesbriefmuseum, Wandbild «Fundamentum». Deutlich sind die zahlreichen kleineren Schäden an der Bildoberfläche zu erkennen.

ausgeführt, einer Technik auf der Basis von Wasserglasfixierung. Diese Technik ermöglichte es dem Künstler, im Gegensatz zum fresco buono Korrekturen vorzunehmen und auf der fertig verputzten trockenen Wand zu arbeiten. Es ersparte also das täglich neue Aufziehen des Malgrundes wie beim maltechnisch anspruchsvolleren fresco buono. Der Nachteil ist die schlechtere Haftung der Farben auf der Oberfläche des Malgrundes und dadurch die schnellere Abwitterung durch Witterungseinflüsse als beim reinen Fresko. Zudem besteht die Gefahr des Überfixierens der Pigmente auf dem Verputz und die dadurch zu intensive Verglasung und Versprödung der Bildoberfläche.

Die exponierte Lage des Wandbildes hatte schon bald nach dessen Vollendung zu Schäden geführt. Teilweise waren Risse im Mauerwerk durch Setzungen des Gebäudes entstanden, die sich quer über die Bildfläche ziehen, teilweise platzten auch einzelne Farbschollen ab. Erste Sanierungsmassnahmen, die für die damalige Zeit erstaunlich genau mit Photos und Schadenbeschreibung dokumentiert wurden, fanden im Jahr 1941 statt. 1954 wurde zwar das Schadenbild mit horizontal und diagonal verlaufenden Rissen festgehalten, in der Folge jedoch keine Sanierung vorgenommen, da es sich um die gleichen Schäden handelte wie vor 13 Jahren und keine direkte Gefährdung des Bildes bestand. Hingegen wurde auf Anraten verschiedener Experten das sehr knappe Vordach verlängert. 1976 hingegen empfahl eine für die Begutachtung beigezogene Malerfirma, das Bild nochmals gründlich zu fixieren, ohne dass die Firma Keim konsultiert worden wäre. Diese wäre damals als Einzige im Stand gewesen, festzustellen, ob die vorgeschlagene Massnahme auf dem ganzen Bild, partiell oder überhaupt nicht notwendig gewesen wäre. Auch scheinen 1976 keine Proben über die unterschiedliche Haftung der Pigmente vorgenommen worden zu sein. In der Folge wurde das ganze Bild zumindest 6 mal nachfixiert, wie es im Bericht heisst. Dadurch entstand eine extreme Überfixierung und Verglasung der Bildoberfläche, ohne dass die Fixierung in die Tiefe eingedrungen wäre. Ähnlich war man kurz vorher auf Anraten der gleichen Firma mit den Rathausbildern von Ferdinand Wagner umgegangen.

Nachdem vom Boden aus grössere Schäden an der Bildoberfläche festgestellt werden konnten, wurde im Herbst 1993 eine gründliche Schadenanalyse des Bildes in Auftrag gegeben. Diese wurde von der Hebebühne aus vorgenommen, auf ein vollständiges Gerüst wurde zunächst verzichtet. Dabei wurden zunächst alle seit 1936 ausgeführten Massnahmen dokumentiert und am Bild kontrolliert. Dabei zeigte sich, dass das heutige Schadenbild insbesondere wegen der Überfixierung von 1976 und der dadurch entstandenen partiellen Verglasung der Bildoberfläche entstanden war. Zudem wiesen nicht alle Farben die gleiche Oberflächenspannung auf. Kleine Proben wurden abgenommen. Das Institut Oswald in Kaufbeuren, ein auf die Konservierung von Bildern in Keimfarbentechnik spezialisiertes Büro, beschäftige sich in der Folge über längere Zeit mit der Möglichkeit der chemischen Abdünnung der Überfixierung mit Flusssäure. Was auf dem Labortisch gelang, bereitete jedoch sowohl bei Proben am Original wie bei der eigens angefertigten Probewand grosse Probleme. Durch das Herunterfliessen der Flusssäure an der Wand wurde die Anwendung im Gegensatz zur Anwendung an der waagrecht liegenden Musterplatte unkontrollierbar. Durch die grobe Oberflächenstruktur aus den Schwämmen herausgepresst floss die Säure unkontrollierbar in tiefer liegende Flächen aus. Problematisch wäre die chemische Abdünnung zudem wegen der Gefahr von Farbveränderungen bei einigen Pigmenten gewesen. Unkontrollierbar blieb auch die Wirkung der Flusssäure in Zukunft, selbst wenn diese neutralisiert worden wäre.

Die aufwendige Übung wurde in der Folge abgebrochen und die an der Sache Beteiligten entschieden, im Moment auf ein Reduzieren der Überfixierung mit all ihren Risiken zu verzichten. Das Wandbild wurde konventionell mit

stark verdünnten Mineralfarben retuschiert, im Bewusstsein, dass auch künftig Schäden durch Abplatzen einzelner Farbschollen entstehen können. Die teils sehr dünnen Risse des Malgrundes wurden mit einem feinen Kalkmörtel zugeschlämmt. Gleichzeitig wurde das Bild vor und nach Ausführung dieser Massnahmen umfassend in Plan und Photo dokumentiert. Eine regelmässige Kontrolle wird in Zukunft unabdingbar sein.

Ingenbohl: Hotel Schmid, Axenstrasse 5, Brunnen

Im Laufe des 19 Jahrhunderts wurde die sanft aus dem Wasser aufsteigende Schiffsanlegestelle von Brunnen zu einem Touristenquai verändert. Nicht nur die Uferanlagen als solche wurden mit Ufermauern und Baumalleen neu gestaltet, sondern auch die ehemaligen meist einfachen Wohnbauten durch Hotels ersetzt. Leider wurden diese Gasthäuser aus der späten Biedermeierzeit und dem Historismus ab der Mitte des 20. Jahrhunderts sukzessive abgebrochen und durch moderne, teils überdimensionierte Neubauten ersetzt.

Zu den wenigen erhaltenen Gebäuden gehört das Hotel Schmid, ein typischer Vertreter des von der italienischen und französischen Villenarchitektur des Hochbarock beeinflussten Historismus des späten 19. Jahrhunderts. Das Gebäude zeichnet sich durch ein doppelstöckiges Sockelgeschoss mit Rillenputz aus. Darauf stehen vom Sockel durch ein Gurtgesims abgetrennt drei Vollgeschosse, die ein aufwendiges Dach tragen. Dieses besteht aus einem Mansarddach, das seitlich von zwei turmartigen Aufbauten gerahmt wird. Die Dachform orientiert sich an französischen Dachstühlen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Stil Louis XIV). Die Fassaden sind mit Gurtgesimsen, Kassetten und Füllungen aus aufgetragenem Putz dekoriert. Zudem gliedern Balkone mit Kunststeinbrüstungen und Metallgeländern die Fassaden. Kräftig profilierte Konsolen aus Granit stützen die freikragenden Balkone. Diese reiche Ausbildung beschränkt sich jedoch auf die vom Quai aus einzusehenden Fassaden. Die Rückfassade ist dagegen ist sehr einfach ausgebildet.

Der Untersuch der Fassaden hat gezeigt, dass diese mehrere Male neu bemalt worden waren, zuletzt in einem leicht gebrochenen Weisston. Hingegen konnten aussagekräftige Proben der ursprünglichen, differenzierten Bemalung freigelegt werden, anhand derer die teils kräftigen Farbtöne nachgemischt werden konnten. So waren die reichen Balkongitter in einem kräftigen Grünton bemalt (Schweinfurtergrün), der sich von den teils pastellfarbigen Farbtönen der Fassade absetzt. Das Dach war uneinheitlich gedeckt, teils waren Schieferplatten, teils Metallschindeln vorhanden. Die Neueindeckung wurde mit Eternitplatten in einem neutralen Grauton vorgenommen. Die Metallteile wie die Aufsätze der Seitentürme aus Zink blieben erhalten, mussten jedoch teilweise ergänzt werden. Zudem wurde im Dachgeschoss eine Wohnung eingerichtet. Mit der wiederhergestellten Farbigkeit setzt das Hotel Schmid heute einen kräftigen, südlich anmutenden Akzent in der Seefront von Brunnen.

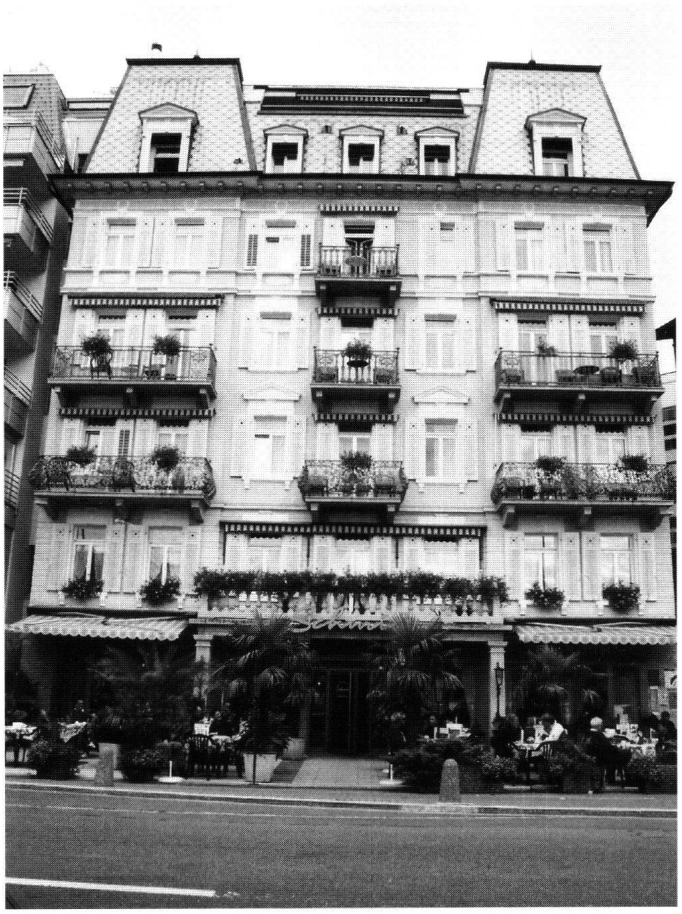


Abb. 3: Ingenbohl, Hotel Schmid, Axenstrasse 5, Brunnen. Der Hotelbau der Jahrhundertwende setzt an der Quaianlage von Brunnen dank der anhand des Befundes rekonstruierten Farbfassung einen starken Akzent.

Rothenthurm: Kaplanei Biberegg

Kapelle und Kaplanei sind die beiden wichtigsten Bauten innerhalb des wertvollen, national bedeutenden Weilers Biberegg. Nachdem vor einigen Jahren (vgl. MHVS 77/1985, S. 152f.) das Innere der Kapelle restauriert worden war, wurden nun die Fassaden des benachbarten Kaplanenhauses saniert. Das Gebäude mit teils qualitätvoller Innenausstattung stammt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die architektonische Gestaltung des Wohnhauses nimmt eine Zwischenstellung zwischen einem hölzernen Bauernhaus und einem verputzten Bürgerhaus ein. So ist die Eingangsseite als eigentliche Repräsentationsfassade ausgebildet. Zum Haupteingang im ersten Obergeschoss führt eine doppelläufige Sandsteintreppe mit massiv gemauerter Treppenbrüstung. Die Fassade ist durch das Hochziehen des Dachansatzes anderthalb Geschosse hoch ausgebildet, und das Holz ist verputzt. Auch die weit ausladende Dachuntersicht ist vergipst. Dabei wurden die Balkenvorstösse teilweise in die verputzte Fläche einbezogen, teilweise jedoch lediglich mit Brettern abgedeckt, damit sie als einfaches ländliches Konstruktionsprinzip nicht mehr sichtbar waren. Die Hausrückseite mit Küche ist ebenfalls bis auf die Höhe von zwei Geschossen verputzt. Anhand einer alten Aufnahme kann vermutet werden, dass auch die der Kapelle zugewandte Giebelfassade zumindest im Bereich des Hauptgeschosses verputzt war, bevor sie mit Schindeln eingeschlagen worden ist. Die dem Haupteingang gegenüberliegende Traufseite ist hingegen als einfacher Schopfanbau mit Brettschalung ausgebildet und wirkt somit wenig repräsentativ. Die heutigen Fenster stammen mehrheitlich aus dem 19. Jahrhundert; einzig im Dachgeschoss haben sich kleinteiligere Fenster aus der Bauzeit erhalten.

Abb. 4: Rothenthurm, Kaplanei Biberegg. Wegen des Verputzes auf der Eingangsseite lehnt sich das in Holz erbaute Haus in seiner Gestaltung an ein Bürgerhaus an.

Diese interessante unterschiedliche Ausbildung der Fassaden wurde bei der Sanierung beibehalten. Verputzte Flächen wurden ergänzt und neu gekalkt, mit Schindeln eingeschlagene Flächen gereinigt, die Schindeln so weit nötig ersetzt und anhand des Befundes ochsenblutrot bemalt. Vollständig ersetzt werden mussten die Brettschalungen. Das Dach wurde umgedeckt.

Altendorf: Sigristenhaus, St. Johann

Das Sigristenhaus neben der Kapelle St. Johann ist stilistisch schwierig zu datieren, da keine besonderen, typischen Merkmale zu erkennen sind, die sein Alter verraten würden. Beim ersten Eindruck könnte man jedoch vermuten, dass es sich um ein Gebäude handelt, das im 18. oder sogar erst im frühen 19. Jahrhundert erbaut worden ist. Diesen Zustand zeigt auch die Aquatintaradierung der Johannisburg von J. B. Isenring, die um 1835 entstanden ist.

Im Innern des Kaplanenhauses sind während des 19. und 20. Jahrhunderts verschiedene Umbauarbeiten durchgeführt worden. Die Zimmer waren mit Wandtäfern aus diesen verschiedenen Umbauphasen verkleidet. Jedenfalls war von Beginn der Planungsarbeiten für die Sanierung klar, dass der heutige Zustand mit regelmässiger Fensteranordnung und verschindelter Fassade beibehalten werden sollte. Zudem sollte ein neuer Küchenanbau auf der Hausrückseite ermöglichen, dass weiterhin eine Familie in dem kleinen Häuschen wohnen kann.

Erste Untersuchungen im Erdgeschoss zeigten allerdings, dass das Haus wesentlich älter als bisher angenommen sein muss. Nach der Entfernung der Wandtäfer bestätigte sich, dass das Gebäude mehre Male verändert und ergänzt worden war. Vom ältesten Bau waren jedoch nur mehr wenige Wände einigermassen vollständig erhalten. Anzunehmen ist, dass auch die gemauerte Westwand zur alten Substanz gehört, während die ebenfalls gemauerte Hausrückseite erst im 19. Jahrhundert entstanden sein dürfte. Dieser Befund bestätigte den

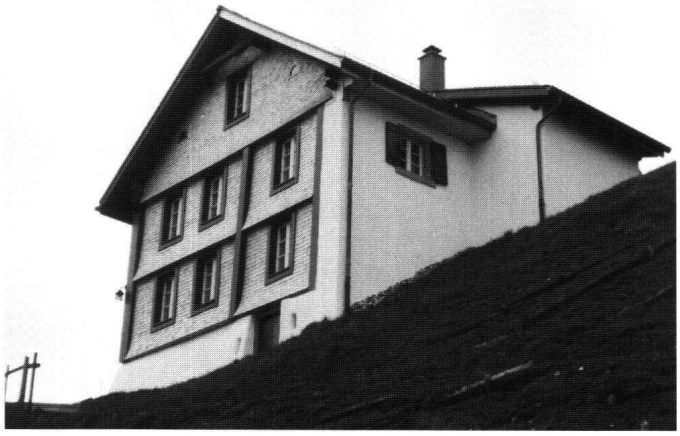


Abb. 5: Altendorf, Sigristenhaus St. Johann. Im 19. Jahrhundert wurde das Gebäude, das in seinem Kern ins 16. Jahrhundert zurückreicht, vollständig umgebaut. Der Zustand des 19. Jahrhunderts wurde bei der Sanierung beibehalten.

Entscheid, das Gebäude in seiner überlieferten Form zu präsentieren.

Während der Sanierungsarbeiten kamen unter dem Stubentäfer aus der Mitte des 20. Jahrhunderts auf der Blockwand überraschend Malereien zu Tage, die direkt auf diese appliziert sind. Es handelt sich um Wandmalereien in mittelalterlicher Tradition, indem der Block gekalkt und darauf mit vermutlich kaseingebundenen Farben gemalt wurde. Dabei handelt es sich um rote und schwarze Blattranken sowie um den Rest einer figürlichen Darstellung auf hellem Kalkgrund. Trotz des äusserst schlechten Erhaltungszustandes kann die Malerei an Hand von Vergleichsbeispielen ins 16. Jahrhundert datiert werden. Es wurden jedoch weder Pigment- noch Bindemittelanalysen durchgeführt. Da nicht beabsichtigt war, die Malereien zu zeigen, wurden diese nicht gereinigt, sondern lediglich zurückhaltend zurückgeklebt, da viele Farb- und Kalkstollen durch den Schwund des Holzes schlecht auf dem Grund hafteten. Eine Reinigung wäre ohnehin nicht möglich gewesen, ohne die Malschichten vorher intensiv zu festigen. Zudem wurden die Malereien dokumentiert.

Altendorf: Haus Steinegger, Hafenweg 2

Das ehemalige Haus Steinegger, später Knobel, gehört zu den markanten, in Mischbauweise ausgeführten Wohnhäusern der March. Das Gebäude präsentierte sich vor der Restaurierung wie folgt: Auf der Seeseite war das Aussehen aus der Bauzeit im wesentlichen unverändert erhalten geblieben. Auf dem massiven, doppelstöckigen Steinsockel stand ein gestrickter Holzaufbau mit unregelmässiger Fensteranordnung, die im wesentlichen noch original war. Der Blockbau war dort sichtbar geblieben. Die westseitige Traufseite war durch einen jüngeren, vor einigen Jahren zusammengebrochenen Anbau stark beeinträchtigt, die ostseitige Traufseite dagegen in ihrer Struktur gut erhalten. Dort ist zudem ein Kellerportal mit dem Datum 1577 und dem Wappen Steinegger eingelassen. Die dem See abgewandte Hauptfront besass das Aussehen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit regelmässig angeordneten, tief sitzenden Fenstern. Die Balkenvorstösse waren mit Ausnahme der Eckverbände abgesägt worden. Zudem verdeckte ein Schindelschirm die Holzfassade, und die Dachuntersicht war mit einem einfachen Kassettentäfer versehen worden. Im Innern blieben zwar die alten Strukturen gut ablesbar, die Zimmer waren aber mit ungeeigneten Materialien wie Linoleum, Spanplatten u. ä. ausgekleidet

Abb. 6: Altendorf, Haus Steinegger, Hafenweg 2. Die 1518 datierte rundbogige Öffnung gehört zum ältesten Bauteil des Gebäudes, der 1577 sowohl in seiner Grundfläche wie in den Obergeschossen wesentlich erweitert worden ist.

worden. Die alten Wandtäfer existierten nicht mehr. Das Haus hatte vor der Restaurierung und des damit verbundenen Untersuchs zwei Mal den Besitzer gewechselt. Dabei war das wertvolle Spätrenaissancebüffet ausgebaut und verkauft worden. Das Haus hatte also in den letzten fünfzig Jahren wenig Gutes mehr erfahren.

Die ersten Untersuchungen und Besichtigungen zeigten bereits, dass im Mauersockel im Bereich der traufseitigen Aussentreppen eine deutlich ablesbare Baunaht vorhanden ist. Weitere Abklärungen ergaben folgende Baugeschichte: Der seeseitige doppelstöckige Mauersockel ist älter als der seeabgewandte Hausteil. Bestätigt wurde dieses Resultat durch den Fund einer rundbogigen Maueröffnung von ca. 2 Metern Durchmesser mit spätgotisch profiliertem Sandsteingewände, darin ein eingehauenes Datum 1518. Das erwähnte Portal auf der andern Hausseite trägt das Datum 1577. Der Kernbau ist somit gut zwei Generationen älter als bisher angenommen. Anhand dieser grossen Maueröffnung kann vermutet werden, dass es sich um einen öffentlich zugänglichen Raum, eventuell eine Pinte oder ein Ladengeschäft handelte. Das erstaunt an dieser Lage, in Nachbarschaft zur Seestatt Altendorf, einem vielbenutzten Pilgerhafen am Weg nach Einsiedeln, nicht. Eine vergleichbare Situation wurde bereits vor einigen Jahren am Haus Züger im Tal, Altendorf, vorgefunden.

Im Zusammenhang mit der Erweiterung des Hauses im Jahr 1577 entstand auch die in wesentlichen Teilen erhaltene Stubendecke mit spätgotisch profilierten Balken. Weitere eingreifende Veränderungen am Gebäude lassen sich zudem in die Mitte des 18. Jahrhunderts datieren. Zu diesem Zeitpunkt entstanden die Trennwände zwischen durchgehendem Mittelgang und seeseitigem älteren Hausteil. Vorher dürfte man von der Haustüre aus direkt in die grosse Küche gelangt sein. Barock ausgebildet sind auch die beiden Rundpfosten bei der Haustüre, welche die Laube tragen, sowie die Laubenschalung in Balusterform auf der Westseite. Das ursprünglich flacher geneigte Dach wurde zu diesem Zeitpunkt durch das heutige, steilere ersetzt. Dabei entstand auch die Dachgaube in Fachwerkkonstruktion. Die schön geschweiften Eselsrücken an den Eingängen zu einigen Dachzimmern betätigen die Annahme, dass das Dach und die beiden Dachgeschosse ins

Abb. 7: Altendorf, Haus Steinegger, Hafenweg 2. Die Hauptfassade präsentiert sich im Zustand mit den Veränderungen des 18. Jahrhunderts mit neuen Lauben und Ziehläden. Bei diesem Umbau war die Fensteranordnung des 16. Jahrhunderts unverändert übernommen worden.

18. Jahrhundert datiert werden können. (Zum Aussehen des Hauses im Zustand von 1577 siehe Haus Chägelerhof, Zieglerweg 1, Schübelbach, MHVS 86/1994, S. 124f.)

Auf den Holzfassaden fanden sich nach dem Entfernen des Schindelschirms grossflächige Spuren eines oxydroten Anstrichs auf dem Balkenwerk der beiden unteren Geschosse; im Giebeldreieck fehlt dieser. Der Anstrich muss also vor dem 18. Jahrhundert, vermutlich 1577 im Zusammenhang mit der Hauserweiterung, entstanden sein. Rote Anstriche von Holzfassaden sind als besondere Auszeichnung eines Hauses zu deuten. Zudem sind deutliche Spuren von Ziehläden abzulesen, die vor die Fenster montiert waren. Diese dürften, wie das Klebedach über dem zweiten Hauptgeschoss im 18. Jahrhundert dazugekommen sein. Interessant ist die Art der Montage des erhaltenen Klebedaches auf der Seeseite des Hauses. Dort wurde der lange vordere Hauptbalken des Klebedachs in nachträglich in die Balkenvorstösse eingeschnittene Löcher montiert. Diese sind wesentlich grösser als der Balkenquerschnitt, damit der Balken gut eingefahren werden konnte. Das Wohnhaus weist somit eine interessante Entwicklungsgeschichte vom frühen 16. bis ins 19. Jahrhundert auf.

Für die Restaurierung wäre eine Beibehaltung des Zustandes der Hauptfassade in der Art des 19. Jahrhunderts durchaus denkbar gewesen. Die Besitzerfamilie wünschte jedoch, dass der Zustand des 18. Jahrhunderts mit den Reihenfenstern und den Ziehläden gezeigt würde. Die Restaurierung erfolgte nach den erwähnten Befunden. Dabei wurde möglichst konsequent das Aussehen und die Grundrissstruktur des 18. Jahrhunderts beibehalten. Dabei wurde die zusätzliche, im Sockelgeschoss gefundene und mit 1511 datierte, rundbogige Öffnung gezeigt, die anhand der Verputzspuren im 18. Jahrhundert zugemauert und zu einem kleinen Kellerfenster reduziert worden war. Einzig an der Hauptfront bereitete die Wiederherstellung der Fensteröffnungen einiges Kopfzerbrechen, die Beibehaltung des Zustandes des 19. Jahrhunderts wäre eindeutig weniger schwierig gewesen. Es fanden sich indessen dank der Montagelöcher der Ziehläden des 18. Jahrhunderts genügend Hinweise für die Wiederherstellung der Fenstereinteilung. Der Aussenputz des Mauersockels wurde vollständig erneuert und al fresco gekalkt und die barocke Graubemalung der Fenster- und Portaleinfassungen ergänzt. Die fragmentarisch erhaltene Rotbemalung des Holzes wurde durch Nachölen der Balken konserviert, jedoch nicht ergänzt. An der Südwestecke des Hauses steht heute ein von der Fassade losgelöster Balkonvorbau in Stahl, der sich diskret, die Substanz nicht beeinträchtigend, einfügt. Im Innern wurde die spätgotische Balkendecke in der Stube ergänzt. Die teilweise stark zurückgehauenen Türpfosten im ersten und zweiten Wohngeschoss erhielten Aufdoppelungen auf die alten Dimensionen. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert waren zudem tragende Balkenkonstruktionen, vermutlich aus dem 18. Jahrhundert, in den Zimmern und in den Gängen ersatzlos entfernt worden, so dass in diesen Bereichen die Statik stark geschwächt worden war. Anhand des Befundes, d. h. anhand der alten Balkenlöcher, wurden diese fehlenden Balken ergänzt. In den Gängen blieben die alten Konstruktionen sichtbar, die Räume wurden mit einfachen Wandverkleidungen versehen.

Abb. 8: Altendorf, Haus Steinegger, Hafenweg 2. Von der Holzdecke der Stube im 1577 geschaffenen Hausteil waren genügend Elemente vorhanden, dass sie wiederhergestellt werden konnte. Die Decke war allerdings derart geschwächt, dass sie auf einen neuen Träger montiert werden musste.

Tuggen: Haus Bollenbergstrasse 14

Das Haus an der Bollenbergstrasse wirkt recht unscheinbar. Es zeigte sich jedoch ohne naturwissenschaftliche Altersbestimmung, dass es sich anhand der Konstruktionsdetails wie der Abstützungen der breit ausladenden Lauben um ein Gebäude aus dem 16. Jahrhundert handeln muss.

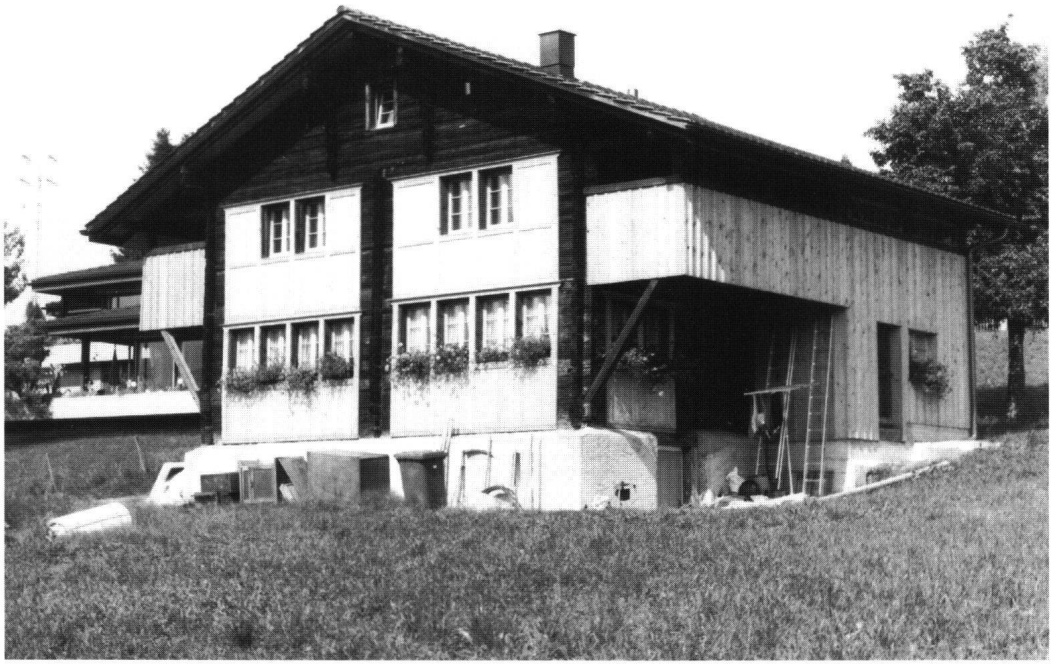


Abb. 9: Tuggen, Haus Bollenbergstrasse 14. Anhand der axialsymmetrischen Fenstereinteilung lässt sich ablesen, dass das kleine Haus von Anfang an in zwei Hälften aufgeteilt war, die unabhängig von zwei Familien bewohnt wurden. Die Vertäferung an der Hauptfront ist eine Zutat des 18. Jahrhunderts.

Zudem ist es seit der Erbauungszeit ein sogenanntes doppelmänniges Haus, d. h. ein Haus, das gleichzeitig von zwei Familien bewohnt worden ist. Deutlichstes Merkmal dieser Bauweise ist die Existenz gleichwertiger Räume in beiden Wohngeschossen auf der Vorderseite des Hauses. Es scheint jedoch, dass die Küche auf der Hausrückseite, ursprünglich eine offene Rauchküche, von beiden Partien gemeinsam benützt worden ist. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts war der Dachstuhl vollständig ersetzt worden. Im Innern waren die Wand- und Deckentäfer sowie die Böden verwahrlost oder bereits durch neue Materialien wie Spannteppiche oder Kunststoffböden ersetzt worden.

Im 18. Jahrhundert waren vor die Fenster der Hauptfront Vertäfelungen mit integrierten Ziehläden montiert worden. Dabei wurden nicht nur unter die Fenster Ziehladenkästen montiert, sondern die Ziehläden des ersten und zweiten Wohngeschosses zu einer rechteckigen Konstruktion ergänzt. Dadurch wurde auch ein Teil der Balkenkonstruktion durch Täfer verdeckt. Diese Art der Vertäfelung erinnert an die ostschweizerische Bauweise. Die Vertäfelungen waren, wenn auch fragmentarisch, so gut erhalten, dass die Konstruktionsdetails ablesbar blieben. Bei den Fenstergruppen von je vier Fenstern im Hauptgeschoss war im 19. Jahrhundert je ein Fenster mit waagrechten Balken verschlossen worden, die Fensterpfosten blieben jedoch erhalten. Anhand dieses Befundes wurden die Fassaden restauriert. Die rückseitige Front, die seit langer Zeit durch eine Brettschalung geschützt gewesen war, wurde wiederum mit Brettern verschalt. Ebenso erhielten die Lauben Verschalungen aus breiten naturbelassenen Brettern. Die Vertäfelungen bei den Fenstern wurden anhand der erhaltenen Reste rekonstruiert, und die später verschlossenen Fenster wiederum geöffnet.

Einsiedeln: Kloster, ehemaliger Kapitelsaal

Der ehemalige Kapitelsaal des Klosters diente bis vor kurzer Zeit als Studentenspeisesaal. Im Schulbereich wurde nun ein neuer, heller Studentenspeisesaal realisiert, so dass der reich stuckierte ehemalige Kapitelsaal andern Zwecken zugeführt werden kann. Er wird künftig für Veranstaltungen verschiedener Art auch der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen und zu diesem Zweck mit der dazu nötigen Infrastruktur versehen. Deshalb wurde der nordseitig vorgelagerte Gang sowie der Zugang vom Studentenhof her

als invalidengerechter Zugang in die Planung und Restaurierung einbezogen. Damit stehen auch die notwendigen Nebenräume zur Verfügung.

Der Untersuch des Saales bestätigte, was bereits durch den gründlichen optischen Vergleich der Stuckaturen an den einzelnen Jochen vermutet wurde. Das ursprüngliche Gewölbe aus dem frühen 18. Jahrhundert umfasste lediglich die Länge von vier Fensterachsen. Der verbleibende Raum zwischen Kapitelsaal und Nord-Süd verlaufendem langen Klostergang bestand, wie Planunterlagen Moosbruggers aus dem Jahr 1703 zeigen, am Anfang des 18. Jahrhunderts aus verschiedenen Nebenräumen unbekannter Nutzung. Der nordseitig dem Kapitelsaal vorgelagerte Gang war zudem gegen den langen Nord-Südgang offen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Saal um drei Fensterachsen bis zum Nord-Südgang verlängert und mit diesem durch eine Türe verbunden. Dabei wurden diese Nebenräume herausgebrochen und ein neues Gewölbe eingezogen. Der Ansatz des neuen an das alte Gewölbe ist heute noch deutlich zu erkennen. Die Stuckaturen auf den neuen Gewölbeteilen wurden ergänzt.

Das breite Tonnengewölbe des Saals setzt auf tief liegenden Gesimsstücken an, wodurch der Raum etwas gedrückt wirkt. Dabei handelt es sich jedoch eindeutig um die originale Raumhöhe. Breite Stichkappen, die sich am Scheitel der Tonne berühren, schneiden tief in die Tonne ein und gliedern diese. Die reichen Stuckaturen sind noch dem Stil Louis XIV verpflichtet. Sie gehören somit zu den ältesten Stuckaturen innerhalb des Klosters. Es handelt sich um ovale Stuckspiegel mit daran angehängtem Rollwerk sowie zurückhaltenden vegetativen Formen. Die Stuckaturen sind – für die Zeit typisch – noch stark raum-

Abb. 10: Einsiedeln, Kloster, ehemaliger Kapitelsaal. Zumindest die vier westlichen Joche des ehemaligen Kapitelsaals gehören zu den ältesten stuckierten Räumen der barocken Klosteranlage.

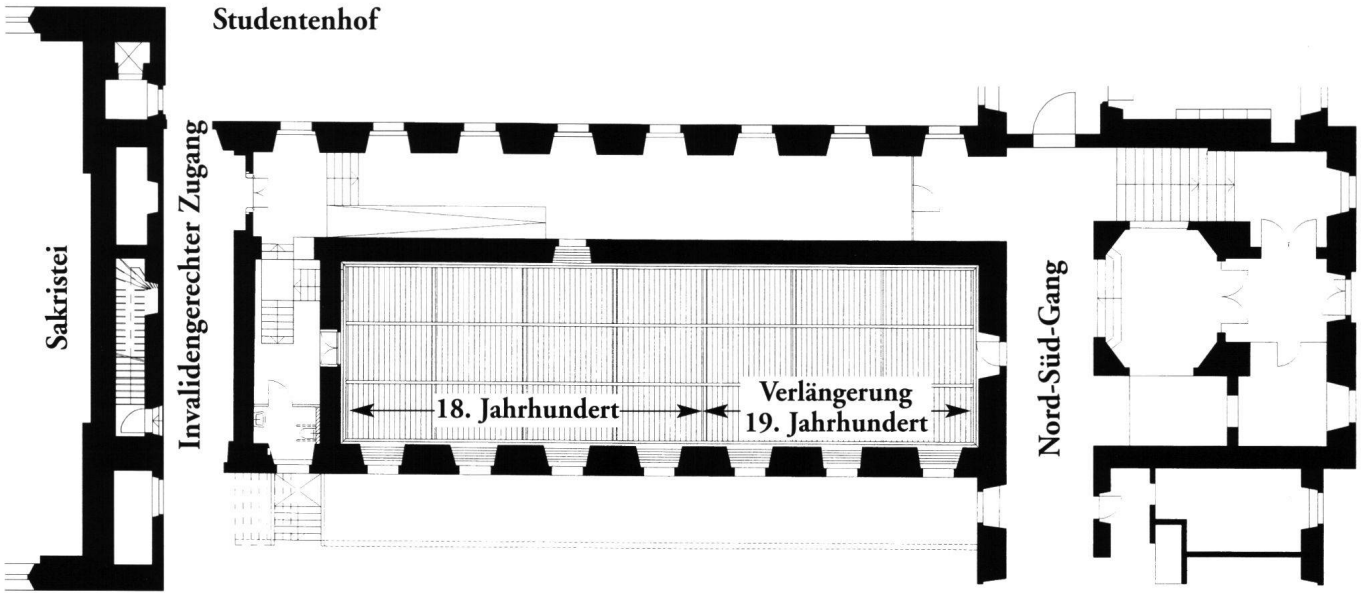


Abb. 11: Einsiedeln, Kloster, ehemaliger Kapitelsaal. Plan des Kapitelsaales und der angrenzenden Räume.

Abb. 12: Einsiedeln, Kloster, ehemaliger Kapitelsaal. Die Stuckaturen des frühen 18. Jahrhunderts waren unter den bis zu zehn Überfassungen hervorragend erhalten. Hingegen fanden sich nicht die geringsten Hinweise auf eine Buntfassung, so dass angenommen werden muss, dass die Stuckaturen von Anfang an weiss gefasst waren.

begleitend gedacht. Die Ergänzungen an den im 19. Jahrhundert hinzugefügten drei Fensterachsen nehmen die vorgegebenen Muster auf: allerdings war hier ein weniger gewandter Stuckateur am Werk. Die Ergänzungen wirken wesentlich schwerfälliger.

Der Untersuch der Farben zeigte, dass die Stuckaturen, auch die kleinen in den Stichbogen angebrachten Engelsköpfchen, sowie die Wandflächen von Anfang an lediglich weiss gefasst waren. Die Stuckspiegel waren immer leer, es fanden sich keine Hinweise auf Bilder oder Texte. Die verschiedenen Grautönungen von älteren Anstrichen waren somit lediglich auf Verschmutzungen und Verfärbungen zurückzuführen. Barocke Brusttäfer konnten keine festgestellt werden. Es fanden sich weder Befestigungslöcher noch Abdrücke. Zudem reichten die älteren Anstriche hinter das einfache Holztäfer des späten 19. Jahrhunderts bis auf die Höhe eines später beseitigten hohen Holzsockels hinunter, dessen Befestigungslöcher vorhanden waren. Wir dürfen annehmen, dass dieser ca. 20 cm hohe Holzsockel ähnlich ausgebildet gewesen war, wie er original im Grossen Saal noch erhalten ist. Dies lässt vermuten, dass sich im Raum ein Holzboden befand. Die Bodenbeläge scheinen jedoch bereits mehrfach ausgewechselt worden zu sein.

Die Stuckaturen wurden von den zahlreichen Anstrichen, praktisch jede Generation hatte ein bis zwei Anstriche in verschiedenen Techniken aufgetragen, befreit. Durch diese zahl-

reichen, im gesamten bis 1 cm dicken Übermalungen waren die Konturen der an sich scharfkantigen Ornamente verloren gegangen. Da es sich bei älteren Übermalungsschichten um Kalk, bei jüngeren um Leimfarben handelte, konnte die Freilegung der Oberfläche der an sich harten Stuckmasse ohne Verlust gut vorgenommen werden. Der Formengewinn war enorm. Allerdings ist durch die Freilegung der Unterschied zwischen den älteren und den ergänzten Stuckaturen an den später dazugekommenen drei Gewölbeachsen besser sichtbar geworden, was indessen der Raumqualität keinen Abbruch tut. Die ganze Raumschale wurde anschliessend gekalkt. Die Fenster gehören zu den wenigen erhaltenen alten Verglasungen innerhalb des Klosters. Die meisten Fenster waren sonst bereits im 19. oder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ersetzt worden. Deshalb wurden die Fenster im alten Kapitelsaal geflickt, mit fix montierten Vorfenstern geschützt und anhand des Befundes grau gefasst. Als Bodenbelag wurde ein Holzboden aus gebleichten Tannen- und Nussbaumbrettern verlegt und der hohe Holzsockel ergänzt sowie grau gefasst. In seiner schlichten Atmosphäre strahlt der Raum heute eine grosse Würde aus.

Einsiedeln: Haus Raben, Schwanenstrasse 42

Keine Ortschaft im Kanton Schwyz besitzt auf kleinem Raum eine derart reiche Auswahl an Architekturformen wie Einsiedeln. Insbesondere zeigen viele Bauten städtischen Charakter, obwohl sie durchaus in ländlicher Bauweise errichtet wurden. Zu dieser Kategorie gehört auch das seit einigen Jahren dem Bezirk Einsiedeln gehörende «Haus Raben» an der Schwanenstrasse.

Das Gebäude besitzt einen längsrechteckigen Grundriss mit fünf auf sieben Fensterachsen. Auf einem Sockelgeschoss stehen drei Vollgeschosse sowie ein in das Dachgesims integriertes Mezzanin. Das abschliessende Walmdach tritt in seiner Wirkung wegen der flachen Neigung stark zurück. Die Fenster sind streng symmetrisch angeordnet. Im ersten und zweiten Obergeschoss tragen sie runde, dreieckige oder gerade Bekrönungen. Im dritten Obergeschoss fehlen Bekrönungen als dekorative Elemente; dafür tragen kräftig profilierte Konsolen das ausladende Dachgesims. Die Gebäudekanten sind mit schlanken Pilastern betont. Bedeutend schlichter sind die von der Schwanenstrasse aus nicht sichtbaren rückseitigen Fassaden ausgebildet. Diese Merkmale passen zu einem massiv gemauerten und verputzten klassizistischen Gebäude städtischer Prägung. Der

Abb. 13: Einsiedeln, Haus Raben, Schwanenstrasse 42. Das städtisch anmutende Gebäude ist mit Ausnahme des Mauersockels in Holz errichtet, farblich jedoch einem Steinbau angeglichen.

Raben ist jedoch in einfacher Fachwerkkonstruktion ausgeführt. Das Fachwerk ist aussen mit einem massiven Bretterschild versehen, auf dem die unten gerundeten Holzschindeln angebracht sind. Der heutige Zustand ist vermutlich das Produkt eines Umbaues und einer Erweiterung eines bestehenden, bedeutend kleineren Gebäudes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Zustand des 19. Jahrhunderts wurde jedoch bei der Sanierung konsequent beibehalten und ergänzt.

Leider waren vor einigen Jahren die Fenster durch formal und farblich falsche Fenster ersetzt worden. Immerhin blieben die originalen Fenster im Mezzaningeschoss erhalten. Ansonsten war die Gebäudehülle ohne wesentliche Veränderung erhalten geblieben. Die Sanierung konnte sich somit darauf beschränken, die Fassaden auf ihre Farbigkeit hin zu untersuchen und anhand dieses Befundes zu ergänzen. Dabei zeigte sich, dass die Fassade in verschiedenen Grüntönen bemalt gewesen war. Diese variieren von Blassgrün bei den Schindeln bis zu dunklem Blaugrün bei einzelnen Profilen und bei der Dachuntersicht. Derart intensive und originelle Farbgebungen scheinen in Einsiedeln in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus in Mode gewesen zu sein (vgl. MHVS 89/1997, S. 188f. zur Restaurierung des Hauses Goldapfel). Die Schindeln, die mehrfach dick übermalt worden waren, konnten im wesentlichen beibehalten werden, ebenso die Fenstereinfassungen und die reiche Dachuntersicht; fehlende Teile wurden ergänzt. Die Hausrückseite musste vollständig erneuert werden.

Einsiedeln: Haus Steinbach, Euthal

Das Bauernhaus im Steinbach gehört zu den markantesten und in seiner Struktur am besten erhaltenen Bauernhäusern im Raum Einsiedeln. Das mit einem für die Gegend von Einsiedeln typischen, sehr steilen Dach versehene Haus trägt zwar am Dachfirst das Datum 1812 als Baujahr, besitzt jedoch noch viele Merkmale des Bauernhauses des 18. Jahrhunderts. So ist auf jeder Traufseite eine bis ins Detail gut ausgebildete, wenn auch schmale Laube vorhanden. Die Klebedächer beschränken sich auf die Hauptfassade. Die Fenster waren zur Bauzeit im Hauptgeschoss zu Reihen zusammengefasst und mit Ziehläden versehen. An die Hausrückseite ist unter dem gleichen First ein einfacher Holzschopf mit Brettschalung angebaut. Modern für die Bauzeit sind die ovalen, parallel zur Dachschräge angeordneten Belüftungslöcher unter dem Dach sowie die als Doppelfenster ausgebildeten Fensteröffnungen in den Obergeschossen. Im Estrich haben sich zwei originale Fenster mit kleinteiliger Sprossenteilung aus der Bauzeit erhalten.

Im 19. oder frühen 20. Jahrhundert sind Anordnung und Grösse der Fenster im Hauptgeschoss verändert worden. Gleichzeitig sind auch alle Ziehläden in den Obergeschossen entfernt und die Fenster mit Fensterfuttern und -verkleidungen versehen worden. Die Struktur des Hauses blieb jedoch innen wie aussen unverändert erhalten. Dazu gehören neben der Raumeinteilung insbesondere auch das grosszügige Treppenhaus, das die beiden Hauptgeschosse verbindet. Dieses ist in einem eigenen, direkt neben der Haustüre angeordneten Raum und nicht mehr wie früher im langen von Traufe zu Traufe führenden Gang angeordnet. Demzufolge fehlt hier der Vorder- und Hinterhaus trennende Gang älterer Bauernhäuser. Um so grösser ist dafür die Küche.

Vorgesehen war, im Gebäude zwei Wohnungen zu integrieren. Zur Erschliessung des Dachgeschosses, das eine eigene Wohnung aufnehmen sollte, diente der rückseitige nicht ausgebaute Schopfanbau hervorragend. Dadurch konnten die Raumeinteilungen der beiden Hauptgeschosse mit dem originellen Treppenhaus unverändert erhalten bleiben. Da das Dach schlecht unterhalten war, musste im Bereich des Dachstocks und der Lauben viel Konstruk-

Abb. 14: Einsiedeln, Haus Steinbach, Euthal. Das Bauernhaus im Steinbach mit Baudatum 1812 gehört zu den markantesten Holzbauten im Bezirk Einsiedeln. Trotz der späten Erbauungszeit besitzt das Bauernhaus noch zahlreiche traditionelle Elemente des 17. und 18. Jahrhunderts.

tionsholz ausgewechselt werden. Dafür waren die Holzfassaden gut erhalten. Die veränderten Fensterlöcher des ersten Obergeschosses wurden in ihre alte Grösse und Einteilung zurückgeführt und die Ziehläden anhand der erhaltenen Reste wiederhergestellt. Dadurch erhielten die Fassaden ihre alten Proportionen zurück. Im Innern blieb die alte Raumeinteilung erhalten. Verstärkungen waren hingegen bei den Böden notwendig. Hier waren grösstenteils nur noch schlecht erhaltene Bohlen vorhanden, die zugleich Boden und Decke bildeten. Die Täfer, das Büfett, der Boden und der Kachelofen in der Stube wurden restauriert. Zu bedauern ist, dass der Bauherr, der unter Beizug von Kollegen die meisten Arbeiten selber ausführte, während der Bauzeit schwer erkrankte und verstarb. Seine Frau hat die Arbeiten im Sinne ihres Mannes, der sich mit dem Haus im Steinbach sehr verbunden fühlte, zu Ende geführt.

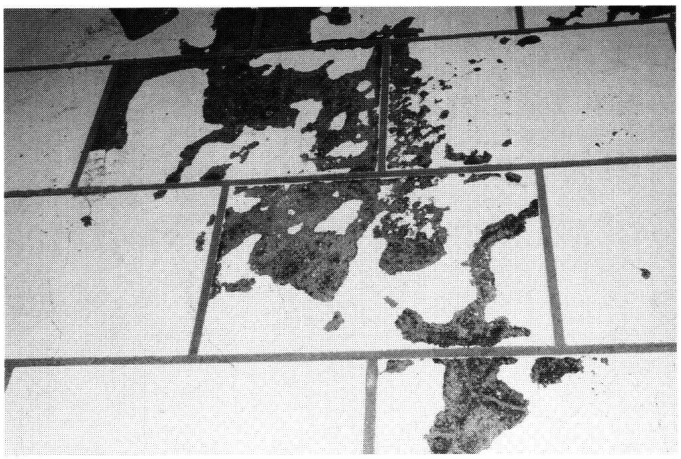


Abb. 15: Küssnacht, Gymnasium Immmensee, «Z-Bau», Fassadensanierung. Der dünne helle Deckputz hat sich teilweise vom stark schlackehaltigen Grundputz abgelöst.

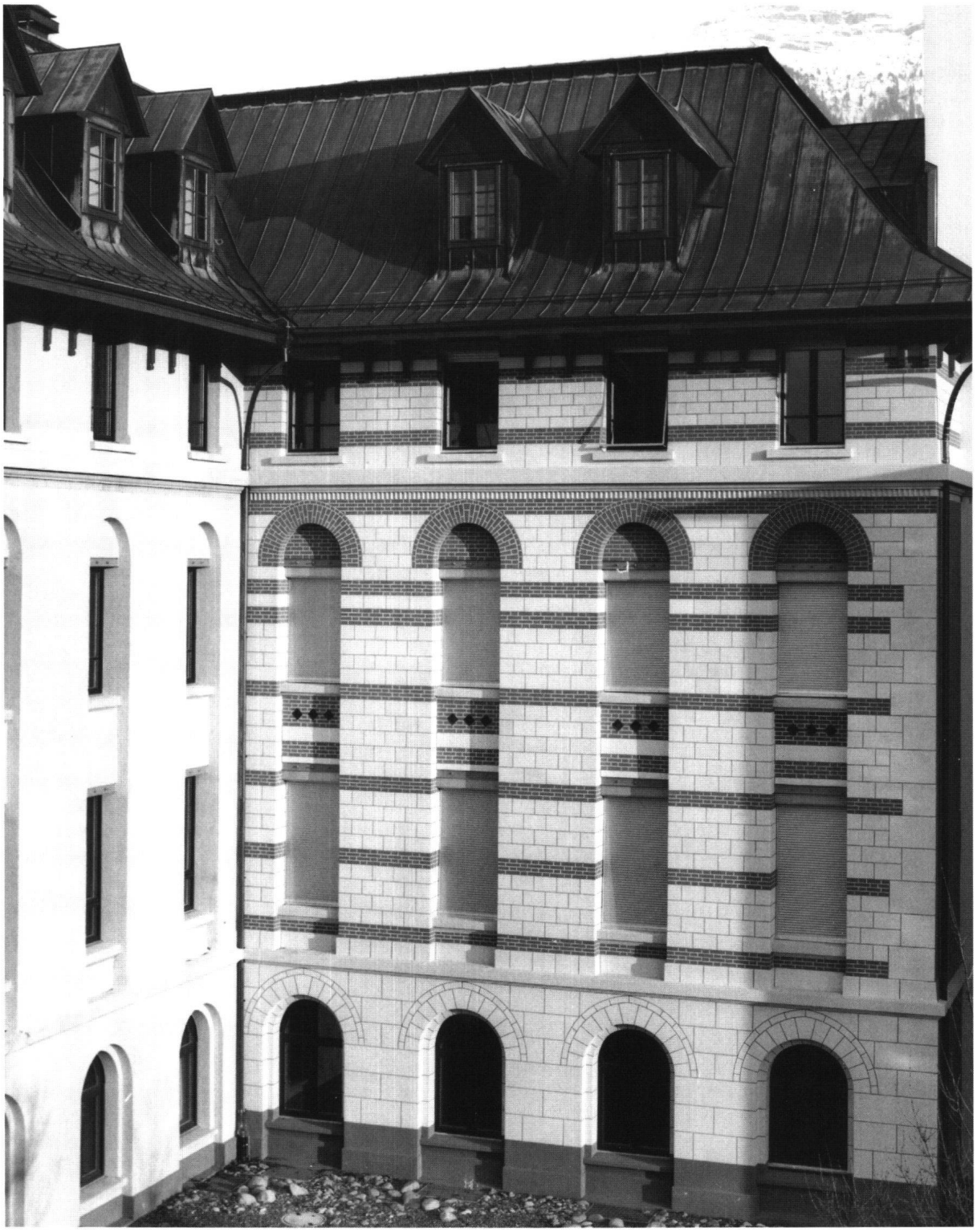
Küssnacht: Gymnasium Immensee, «Z-Bau», Fassadensanierung

Der sogenannte «Z-Bau» ist innerhalb des weiträumigen Bautenkonglomerats der Missionsgesellschaft und des Gymnasiums Immensee der älteste erhaltene Bauteil. Seinen Namen verdankt er dem z-förmigen Grundriss. Dabei handelt es sich nur um den Bruchteil der ursprünglich geplanten Anlage. Vorgesehen war ein Schulgebäude im Stil einer barocken Klosteranlage mit zentraler Kirche und zwei grossen angrenzenden Höfen. Die jüngeren Gebäudeabschnitte spiegeln die zu ihrer Zeit moderne Architekturauffassung wieder, wobei einige Bauteile recht qualitätvoll, andere eher nutzungsbezogen realisiert worden sind.

Der «Z-Bau» wurde bereits von Pierre-Marie Barral, dem Gründer des Institutes Bethlehem, im Jahr 1896 in Angriff genommen. Zunächst hatte der in Bourges arbeitende Architekt Henri Tarlier den Bau geplant, im Jahr darauf wurde das Werk von Architekt Maurice Vallat aus Pruntrut fortgesetzt. Die Fortführung der Arbeiten brachte Barral jedoch immer wieder in grosse finanzielle Schwierigkeiten, ja bis an den Abgrund des Ruins, so dass es allein schon mehrere Jahre dauerte, bis der heute bestehende Teil des «Z-Baues» mit dem dominanten Turm annähernd fertig war.

Diesen Bauten ist die französische Herkunft der Planer anzusehen. So war es ursprünglich vorgesehen, alle Fassaden mit roter Ziegelsteinimitation in Sgraffitotechnik in französischem Neorenaissancestil zu überziehen. Dieses aufwendige Fassadenkleid erhielt jedoch nur etwa die Hälfte der fertiggestellten Fassaden des «Z-Baues». Die ausgeführten Teile lassen anhand der Farben und der Detailausführung zwei Phasen dieser Sgraffitodekoration erkennen.

Vor Restaurierungsbeginn wurden ein Bauuntersuch und eine Zustandsanalyse der teilweise schadhaften Sgraffitofassaden durchgeführt. Dabei zeigte sich folgendes Bild: Die untere dunkle Putzschicht der Sgraffiti war mit schwarzer Schlacke eingefärbt. Der darüberliegende rotgelb eingefärbte Deckputz haftete teilweise nur noch schlecht auf der dunklen Schicht. Die obere westseitige Hoffassade sowie die Nordfassade besassen zudem lediglich den groben Grundputz. Interessante Details bezüglich der Farbigkeit ergaben sich beim Untersuch der Metallteile, d. h. bei den Fensterstürzen sowie der Dachuntersicht. Letztere war ursprünglich in kräftigen Rot- und Blautönen (Coelinblau) bemalt, die erwähnten Metallteile kontrastierten in Schweinfurtergrün. Schadhafte Stellen waren weniger auf normale Abnützung und Alterung der Verputze zurückzuführen als vielmehr auf fehlenden Unterhalt in früheren Jahrzehnten. So blieben die Dachwasserabläufe während längere Zeit schadhaft, so dass die Fassadendekoration durch austretendes Wasser und Frost in Mitleidenschaft gezogen worden war. An diesen Stellen hatte sich der eingefärbte Deckputz grossflächig vom dunkeln Untergrund abgelöst. Zudem gab es zahlreiche absandende Stellen an den Kanten des Deckputzes. Dies erklärt sich aus der Sgraffitotechnik, bei der die Konturen erst aus dem helleren Deckputz herausgekratzt werden, nachdem der



Putz bereits ein Stück weit abgebunden und damit druckfest ist. Dadurch wurde an diesen Stellen der Abbindeprozess des Deckputzes gestört.

Zunächst wurde darüber diskutiert, ob als erster Schritt im oberen Hof die fehlenden Sgraffitoflächen ergänzt werden sollten. Man wurde sich jedoch einig, diese Fassade so zu konservieren, wie sie überliefert worden war, nämlich im halbfertigen Zustand. Dies rechtfertigte sich, da die ganze Anlage ohnehin nie vollendet worden war und auch Kunststeinpartien, wie etwa der Zahnschnitt unterhalb des obersten Geschosses, unvollendet geblieben waren. Zunächst wurden an allen Fassaden absandende Partien gefestigt und innerhalb der Flächen abgeplatzte Sgraffitoquader in traditioneller Technik ergänzt. Farbliche Retuschen beschränkten sich auf stark ausgewitterte Partien. Die Metallteile und die weit ausladende Dachuntersicht erhielten ihre alten Buntanstriche zurück. Auf den Fenstern, die vor wenigen Jahren gutgemeint vollständig abgelaugt und naturfarbig behandelt worden waren, fanden sich Reste des originalen Anstrichs in Englischrot. Dieser wurde erneuert. Nach abgeschlossener Restaurierung präsentieren sich die originellen Fassaden im unterschiedlichen Zustand aus ihrer Erbauungszeit. Die eine grosse Hoffassade besteht lediglich aus dem Grundputz, die seitlichen Fassaden, an welche die nächste Bauetappe hätte angebaut werden sollen, sind als grobe, unbehandelte und fensterlose Fassaden behandelt, und die vollendeten Fassaden schliesslich zeigen in ihren leicht differenzierten rot-gelben Farbfassungen mit reichen Sgraffiti einen Neo-Renaissancestil.

◀ *Abb. 16: Küssnacht, Gymasium Immensee, «Z-Bau», Fassadensanierung.* Die Fassaden des oberen Hofes nach der Sanierung. Die rechte Fassadenhälfte zeigt den reichen Zustand, wie er für alle Fassaden geplant war. Links ist ein Teil der Fassade zu sehen, auf der die Sgraffitodekoration fehlt.

Abb. 17: Küssnacht, Gymnasium Immensee, «Z-Bau», Fassadensanierung. Bei den hellen Quadern ist der Grundputz dunkel, bei den ziegelroten Quadern hell eingefärbt. Gut zu erkennen sind der metallene Fenstersturz sowie die rot lasierten originalen Fenster.